Mindensche Beyträge zum Nutzen und Vergnügen.

42te Woche. 1778.

Nachricht von einigen im Mecklenburgischen angestellten Versuchen mit der Inoculation der Hornviehseuche.

(Beschluß.)

Wenn es sich mit der Krankheit zu bessern beginnt; so kann man auch die Portion Wasser allmählig verstärken.

Während der Krankheit, vorzüglich aber bey der Besserung, muß genau dahin gesehen werden, ob das Vieh genugsame Eröfnung hat und uriniren kann. Gewöhnlich folgt nach der Verstopfung sehr leicht der Durchfall, und beyde sind gleich gefährlich. Man hat sich bey jedem Falle folgender Mittel bedient, die alle erwünschte Würkung geleistet:

Wider die Verstopfung.

nimmt man ein Quartier warm gemachtes Bier, (noch besser hat man Hefen befunden; im Mecklenburgischen nennts der gemeine Mann Bahren) vermischt es mit 1/8. Quartier reinen aufrichtigen weissen Thran und giebts dem Thier ein. Wirkt dies noch nicht, so wiederholt mans nach einigen Stunden noch mal. Sollte hierauf noch keine Würkung erfolgen, so gebe man dem Vieh drey Löffel voll Leinöhl, wiederhole dies nach etlichen Stunden wieder, und fahre damit so lange fort, bis die Eröfnung erfolgt. Auch hat man sich folgenden Klystiers mit gutem Erfolg bedienet: man nimmt Camillen, Fliederblumen und Salz, jedes eine gute Handvoll, kocht es zusammen mit 2 bis 3 Löffel voll Baumöhl, und appliciret es lau warm dem Vieh mit einer gewöhnlichen Klystiersprütze.

Gegen den Durchfall aber

ist nichts bewährter befunden, als jedem Hauptvieh zur Zeit einen Pott (oder eine halbe Kanne) süsse Milch eingegeben, und dies nach einigen Stunden so lange wiederholt, bis man Besserung spührt.

Wenn das Vieh nicht uriniren kann,

besonders Ochsen und Bollen, so giebt man einem großen Hauptvieh drey Quartier Provence-Oel oder wenigstens in Ermangelung dieser gute weisse Baum-Oel mit einem viertel Quartier Korn-Brantewein vermischt, nachdem man es vorher am Feuer hat zergehen lassen. Nach 5 bis 6 Stunden wieder-

holt man es wieder, und so lange fort, bis es hilft.

Wenn Kühe nicht uriniren können, so bewickelt man einen Stock mit alter Leinewand, bevestigt sie mit einem Faden, diese wird mit grüner Seife bestrichen, und der Kuh gehörig appliciret. Noch würksamer soll eine Menge Meerrettig, die mit grüner Seife bestrichen worden, seyn.

So bald das Vieh anfängt sich zu bessern und zu fressen beginnt, giebt man ihnen trocken Heu; nur sehr sparsam kann man ihnen wohl zur Abwechselung eine Handvoll Klee oder Gras vorhalten. Gelbe Wurzeln sind ihnen am gesundsten.

Was schon verschiedene Schriftsteller, die von dieser Materie gehandelt, bemerkt haben, will ich ebenfalls noch kürzlich berühren. Trächtiges Vieh zu inoculiren ist gefährlich, und keinem Wirth anzurathen. Güstes Vieh ist am besten dazu geschickt, und unter diesen wiederum junges Vieh von zwey bis drey Jahren. Auch hat man sich schon aus verschiedenen Erfahrungen die Bemerkung abstrahirt, daß die Seuche im abnehmenden Monde gelinder und besser seyn soll, als im zunehmenden. Man hat daher bey den Impfungen auch so viel möglich die Zeit des vollen Mondes erwählt, damit das Vieh im abnehmenden Monde krank werden kann.

Mehreres hier anzuführen erlaubt mir der Raum gegenwärtiger Blätter nicht. Schließlich kann ich auch aus eben erhaltenen genauen Nachrichten nur so viel berichten, daß die am Ende des vorigen Monats zu Göllin eingeimpften 21 Stück Ochsen bereits alle die Seuche völlig überstanden, und 57 Stück güstes Vieh, junges und altes, die mit dem Anfange dieses Monats eingeimpft worden, geben die beste Hoffnung zur baldigen Genesung.

Geschrieben im August. 1778.

Die mitleidige Gräfin.

Die Großen dieser Welt kennen in der That das Elend der niedrigsten Stände manchmal nur zu wenig. Erzogen im Schooße des Ueberflusses, des beständigen Wohllebens und der Eitelkeit, wissen sie sich keine rechte Begriffe von wahrer Noth zu machen; bis sie etwa einmal durch unmittelbare sinnliche Eindrücke von ihrem süssen Schlummer aufgeweckt werden. So ging es einer jungen vornehmen Dame, der man einst eine Beschreibung von der allgemeinen Noth machte, die die Theurung um die Jahre 1771 und 1772 auch in unsern Gegenden verursachte. Als man ihr aufrichtig versichert hatte, mann könne hier mehre vormals in guten Umständen sich befindende Familien zählen, die nunmehr im eigentlichen Verstande des Worts kein Brod hätten; so konnte sie auf keine Weise sich eine rechte Vorstellung davon machen; konnte sich gar nicht darin finden, daß jemand nicht so viel Geld haben sollte, sich Brodt dafür zu kaufen! Was würde sie nicht gethan haben, wenn sie sich in dem Fall der Gräfin von Mansfeld befunden hätte!

Eine gewisse Gräfin von Mansfeld, geborne Gräfin von Lüchow, reisete um das Jahr 1322 nach Lüchow, die Ihrigen zu besuchen. Auf ihrem Wege durch die Lüneburger Heide, als sie sich bald am Ende eines gewissen Waldes befand, hörte sie ein jämmerliches Geschrey eines um Hülfe rufenden Menschen. Sie stutzte, und befahl einem ihrer Bedienten, hinzulaufen und nachzufragen. Aber sie war zu mitleidig, zu warten, bis der Bediente wiederkäme; und ließ den Kutscher gerade auf den Ort zu fahren, wo das Geschrey herkam. Mit

großem Erstaunen erblickte sie da einen alten, alten Greis, dem die Hände gebunden waren, und der jämmerlich, daß es einen Stein erbarmen möchte, um sein Leben bath; neben demselben aber sah sie einen andern Menschen, der dabey stand, und beschäftiget war, eine Gruft in der Erde zu machen. Erschrocken über diesen seltsamen Anblick, verlangte die gute Gräfin von dem jüngern Kerl zu wissen, was er mit dem alten Manne vorzunehmen willens sey? Der Bauer ließ sich durch die Ankunft der Reisenden in seiner Verrichtung nicht sonderlich stören; grub fort, und antwortete: Der Alte da, sey sein Vater; sey aber nun steinalt und kümmerlich, und gänzlich unvermögend geworden, sich länger sein Brodt selbst zu verdienen; deswegen sey er willens, denselben, weil er doch eine unnütze Last der Erde sey, unter die Erde zu bringen, von der er gekommen sey. — Die Gräfin entsetzte sich, wie leicht zu erachten, über die unmenschlichen Worte: stellte ihm seine gottlose That in ihrem ganzen Umfange vor: belehrte ihn, wie sie dem Worte Gottes gerade zuwider sey, als welches uns so nachdrücklich verböte, irgend eines Menschen Leben zu verkürzen, geschweige denn Vater und Mutter, die wir lieben und ehren sollten, zu tödten! Zur Antwort sah der Bauer ihr starr in die Augen: Ja, gnädige Frau, das ist alles wahr! Aber, was soll ich machen? Ich habe das

ganze Haus voll Kinder, und muß sauer, sauer arbeiten, diese zu erhalten, und kaum bin ichs mit aller Macht vermögend. Nun! kann ich denn meinen kleinen Wichtern (er wollte weinen) das Brodt vor dem Munde wegnehmen, und sie verhungern lassen, damit ichs diesem Alten gebe, dessen längeres Leben doch nun weder uns, noch ihm selbst mehr nütze ist. — Die Gräfin seufzte. Da sehet ihr, sagte sie, indem sie sich zu ihren Leuten wandte, da sehet ihr das Elend dieser armen Bauersleute. Welch eine Noth! welch ein Jammer! Sie müssen ihre eigenen Eltern umbringen, um nur ihren Kindern das Leben zu fristen. Aber, die Großen und Reichen thun Sünde, wenn sie ihr Herz vor dem Elend ihrer armen Unterthanen verschliessen; und, anstatt ihnen mildthätig zu helfen, ihnen ihre Noth durch Tyranney, Bedrückungen, und unerschwingliche Auflagen von Tage zu Tage, nur noch unträglicher zu machen. Mit diesen Worten grif sie in die Tasche, und gab dem Menschen ein artiges Geld, mit dem nachdrücklichen Bedeuten, seines alten Vaters Leben zu schonen. Der Bauer dankte, und versprach teutsch und ehrlich, ihn so lange zu erhalten, als das Geld reichen würde. Man wird schon denken, daß die Gräfin einen Nachschuß zu geben versprach, so bald es nöthig seyn würde.

C.

Ankündigung einer neuen Uebersetzung des Gilblas von Santillane, welche auf Pränumeration in sechs Octavbänden nächste Ostern 1779 in meinem Verlage herauskommen wird.

Ausser dem Don Quixotte und Tom Jones, wüßt' ich keinen Roman, worinn das Interesse so warm wäre, die Unterhaltung so mannigfaltig, die Reflexionen wahrer und glücklicher eingestreuet, worinn jeder Stand des Lebens, vom Minister an bis zum Maulthiertreiberjungen herab treuer dargestellt wäre, jede Lächerlichkeit an selbigen schärfer gegeisselt und Witz und Laune so fortströmend, wie im Gil Blas von le Sage. Ein Roman, der zwar in Deutschland sehr bekannt ist, dennoch nur der kleinsten Hälfte des Publicums in seiner wahren Gestalt bekannt. Denn in der vor 10 Jahren zu Dresden herausgekommenen Uebersetzung ist — was für Posaunens die Klotzische

Bibliothek bey ihrer Erscheinung auch davon gemacht hat, (S. das 8. Stück, des 2. Bandes, Seite 125 — 127.) — le Sagens Geist ganz getödtet worden, seine Laune völlig verwischt, jeder gute Einfall verwässert und gelähmt, jeder feine Ausdruck — ich weiß kein gelinder Wort — verhölpelt, die meisten Sprüchwörter, deren Anzahl nicht gering ist, sind entweder herzlich schielend, oder plattzu gedollmetscht, oder auch gar übersprungen worden, und an Widersinnigkeiten, derben Schulknabenschnitzern, Paraphrasirungen, die der Genius unserer Sprache gar nicht nöthig machte, (Gottscheds des Wassermanns, Periode war bereits vorüber, und die damalige Sprache schon um ein Vieles männlicher) und an Weglassungen von Stellen, die der Zusammenhang unentbehrlich macht, fehlt's hier eben so wenig, als in der alten, unter dem Titel: Spanischer Robinson bekannten Hamburger Uebersetzung; von welchen allen man, falls es erfordert wird, falls man mich zu weitgetriebener und aus bloßen Interesse hergeflossener Anschuldigungen ziehen sollte, die hinlänglichsten Belege zu geben im Stande ist.

Sonach glaube ich, dem Publicum keinen unangenehmen Dienst zu erweisen, wenn ich hiermit eine neue Uebersetzung dieses Romans ankündige, die mit äußerster Sorgfalt verfertiget werden soll, und von einem Manne, dessen Liebling Gil Blas von jeher gewesen ist. Ausser dem Leben des Verfassers und seinen sämtlichen Schriften, wird selbiger von verschiedenen eingewebten Anekdoten damaliger Zeit, und von einigen darinn vorkommenden Karacteren, die treue Kopien mancher, damals am Hofe sowohl, als in der Stadt existirenden Personen, die möglichsten Aufschlüsse zu geben, bemühet seyn.

Da ich die Kosten einer neuen Uebersetzung nicht scheue, werde ich vielweniger

Herford.

diejenigen scheuen, die das Aeusserliche dieses Werks betreffen. Papier, Lettern und andere übrige Einrichtungen, sollen, das versichere ich, dem Auge Reize geben, und, um diesen Roman portatif zu machen, werde ich ihn, statt ehemaliger 4 Theile, in 6 bringen. Auch soll jeder Theil mit einem Titelkupfer und einer Vignette vom Herrn Chodowiecki geziert seyn.

Das ganze Werk wird in der Ostermesse 1779 unfehlbar erscheinen; es sey dann, daß der Uebersetzer durch Krankheit daran verhindert würde. Die Herren Pränumeranten haben vor andern zwey Vortheile: 1. erhalten sie das Exemplar um 3 Rthlr. in Louis d'or à 5 Rthlr. und den Ducaten à 2 Rthlr. 20 Gr. (Nach Verkauf der Pränumerationszeit kostet es 4 Rthlr.) 2. Bekommen sie die ersten Kupferabdrücke, die ich auf das beste Schweizerpapier abziehen lasse. Der Pränumerationstermin geht bis Ausgang Decembers d. J. Die Namen der Herren Pränumeranten mit ihren Characteren werden dem Werke vorgedruckt. Wer die Mühe der Beförderung übernehmen will, erhält bey 10 Exemplaren das Eilfte frey. Berlin, den 1. August 1779.

Christian Friedrich Himburg,
Buchhändler.

Herr Himburg giebt in einem besonders gedruckten Schreiben, dem durch eine neuliche Entreprise von der Art schüchtern gemachten Publicum die gewisse Versicherung, daß es, weder von Seiten des Uebersetzers, der nicht nach Tagelohn arbeite, noch von Seiten des Verlegers, in Ansehung der äussern Eleganz das Mindeste zu befürchten haben solle, und auf dessen ausdrückliches Ersuchen nehme ich Pränumeration an, bitte aber solche postfrey einzusenden und zu Bestreitung des Porto nach Berlin 2 Ggr. fürs Exemplar beyzufügen.

Diederichs.